

**13. Sonntag nach Trinitatis, 17. August 2008, 18 Uhr
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche Berlin**

"Und sie bauten einen Turm"

Predigt: **Prof. Dr. Matthias Köckert**

Predigttext: **1.Mose 11,1-9** (in der Übersetzung Luthers)

(In der Predigtreihe "Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen...")

- Biblische Blicke auf Türme und Turm-Erbauer)

Liebe Gemeinde!

Wer kennt ihn nicht, jenen riesigen Turm in Babel! Wir kennen sogar den König, der ihm das Aussehen gegeben hat, das im kulturellen Gedächtnis der Menschheit bis heute fortwirkt. Es war Nebukadnezzar II. Wir lesen von ihm in der Bibel, wie er im Jahr 597 v.Chr. das abtrünnige Jerusalem erobert und die Elite Judas ins babylonische Exil verschleppt und wie er schließlich nach erneuter Rebellion zehn Jahre später das jüdische Königtum beseitigt und den Tempel zerstört hat. Dieser tatkräftige Herrscher hatte den Turm im 6. Jh. v. Chr. prächtig wiederherstellen lassen. Der Turm war freilich viel älter und stets Teil einer großen Tempelanlage. Er **allein** bedeckte eine Fläche von ungefähr 90 mal 90 Metern. Sechs sich verjüngende Stufen trugen auf der Spitze einen mit leuchtend blauen Fliesen belegten Hochtempel, so dass der Stufenturm insgesamt 90 Meter in die Höhe ragte. Das jedenfalls haben die Archäologen herausgefunden. Er war also nur wenig niedriger als der Turm der alten Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und höher als die gegenwärtige Turmruine. Von der Herrlichkeit des Turms zu Babel war freilich schon nach Alexander dem Großen nicht mehr viel zu sehen. Der Rest verfiel im Laufe der Zeit. Schließlich bedienten sich die umliegenden Dörfer mit Baumaterial aus den hart gebrannten Ziegeln, die das gewaltige Bauwerk einst ummantelt hatten. Heute, nach 2500 Jahren, ist nicht viel mehr geblieben als die mit Wasser gefüllten

Fundamentgräben. Von der alten Gedächtniskirche steht heute, 65 Jahre nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, nur noch die Turmruine, die jedoch zu verfallen droht, wenn nicht bald eine Grundsanierung erfolgt.

Obwohl es den Turm zu Babel schon längst nicht mehr gibt, haben die meisten von uns ein ungefähres Bild von ihm. Wir brauchen dazu nicht erst nach Mesopotamien ins „Land Schinear“ zu fahren, wie es in der soeben vernommenen Geschichte heißt. Unser Bild wird geformt von dieser biblischen Geschichte und von zahlreichen Bibelillustrationen. Davon dürfte das Gemälde von Pieter Bruegel eine der eindrücklichsten sein. Wer es wissenschaftlich genau wissen will, braucht in Berlin nur ins Vorderasiatische Museum auf die Museumsinsel zu gehen und sich das Modell dieses Turmes anzusehen. Das Vorderasiatische Museum präsentiert in diesen Wochen eine große Ausstellung zur Geschichte Babylons und zum Echo Babels, das bis heute in unserer Kultur wiederhallt. Dabei hat das Echo mitunter nur noch wenig mit den geschichtlichen Realitäten zu tun, und ist doch eindrücklich. Ein Vergleich zwischen den Phantasien der bildenden Kunst und den Rekonstruktionen der Archäologie in jenem Modell führt das schnell vor Augen. Aber historische Richtigkeiten sagen noch nichts über deren Bedeutung. Das gilt auch für eines der ältesten Zeugnisse der Wirkungsgeschichte Babels, für die biblische Geschichte, die in der Lutherbibel mit „Der Turmbau zu Babel“ überschrieben ist.

I.

In ihr mag der Turm am meisten ins Auge fallen. Der hat ja auch die Künstler durch die Jahrhunderte immer wieder fasziniert. Aber in jener Geschichte gibt es etwas viel Elementareres, das uns Heutigen durchaus näher steht als der Turm. Wir erleben es bei

jeder Fahrt mit der S-Bahn. Wir hören es im Fernsehen bei der Berichterstattung von den olympischen Spielen. Wir merken es beim Spaziergang über den Breitscheidplatz oder beim Besuch des Pergamonmuseums: Überall werden wir Zeugen eines wahrhaft „babylonischen Sprachengewirrs“. Wie kommt es, dass wir – obzwar doch alle Menschen – so unterschiedliche Sprachen sprechen? Wie kommt es, dass wir uns nur allzu oft noch nicht einmal in unserer Muttersprache verständigen können? Wie kommt es, dass nicht nur unter den Völkern, sondern schon daheim in der Familie so wenig Verständigung gelingt? Wie kommt es, dass Einverständnis keineswegs selbstverständlich, sondern ein Glücksfall ist?

Die Geschichte vom Turmbau hat es in sich. Sie bewegt noch mehr. Da gibt es Deutsche und Polen, Russen und Amerikaner, Eskimos, Hottentotten und Chinesen – kaum ein Zipfel des Erdballs, der nicht von einander fremden Menschen besiedelt wäre. Wie kommt es, dass es nicht nur uns gibt, Vater und Mutter, Onkel und Tanten, Berliner und eben Deutsche, sondern andere, ferne, fremde Menschen?

Wir Erwachsene fragen nach derlei nicht mehr. Kinder fragen noch so. Sie fragen nach den elementaren Gegebenheiten des Menschseins. Die Geschichte vom Turmbau tut es darin den Kindern gleich. Sie ist die letzte in einer lockeren Folge ähnlicher Geschichten am Anfang der Bibel. Sie alle bewegt die Frage nach dem, was der Mensch sei. Es handelt sich um Geschichten von Gegebenheiten, auf die Menschen aller Zeiten immer und überall bezogen sind. Man nennt sie deshalb „Urgeschichten“. Darin sind sie zweifellos unhistorisch – und sind doch in einem tieferen Sinne wahr, als es historische Korrektheit sein kann. Als Urgeschichten zeigen sie, dass die von ihnen geschilderte Art jener Menschen auch unsere Art ist. Sie erzählen von Adam und Eva, von Kain

und Abel und schließlich von den Erdensöhnen und sagen: Seht, so seid ihr, auch wenn ihr Paul und Paula heißt und keine Schlange bei euch redet. Weil jene Urgeschichten so elementar von uns Menschen erzählen, hat ihre Stimme heute noch Gewicht. Deshalb sind sie unersetzbar, mögen wir inzwischen auch anthropologisch, biologisch, soziologisch, psychologisch und historisch allerlei gelernt haben.

II.

Was also erzählt die Geschichte, die unter dem Titel „Der Turmbau zu Babel“ kulturgeschichtliches Allgemeingut geworden ist?

Zwei Akteure beherrschen die Szene. Da sind die Menschen in der Tiefebene im Lande Schinear. Die aber wollen hoch hinaus, bis an den Himmel. Und dort ist Gott in der Höhe. Der aber fährt hinab, um nach den Menschen in der Tiefe und ihren hochfliegenden Plänen zu sehen. Wie winzig nimmt sich das menschlich gigantische Unternehmen aus der Höhe Gottes aus! Er muss eigens herabsteigen, um das Türmlein und die Stadt überhaupt wahrzunehmen. Die Ironie ist unverkennbar; und doch geben beide Aktionen etwas vom Wesen der Menschen und vom Wesen Gottes zu erkennen. Da ist dieser unbändige Drang in die Höhe, der sich mit Menschenmaß nicht bescheidet. Die hinfälligen Erdenwesen wollen mehr als Menschen sein. Da ist auf der anderen Seite jener Zug in die Tiefe. Gott bleibt nicht hoch über den Wolken, wo die Freiheit grenzenlos ist. Der allmächtige Gott begrenzt sich und nimmt uns in unserem Tun ernst. Im Gebrauch ihrer Freiheit unterscheiden sich Gott und Mensch. Wir wollen hoch hinaus. Wir wollen nicht als auf Erden freie Partner an Gott unsere Grenze finden. Gott aber ist so frei, sich um uns zu kümmern.

Aber, so höre ich schon die Einwände, unterscheiden wir uns nicht gerade darin von den Tieren, dass wir über uns hinausgehen können? Ist das nicht die Triebfeder aller Kultur? Haben wir es nicht deshalb so herrlich weit gebracht: warmes Wasser aus der Wand, elektrisches Licht, das die Nacht zum Tage macht, Flugzeuge, die uns beinahe so etwas wie Allgegenwärtigkeit verschaffen. Wir müssen uns noch genauer in dieser Geschichte umsehen.

Da ist also jene Menschheit nach der großen Flut. Sie kommt von irgendwoher aus dem Osten gezogen, dort wo sich einst auch der Garten Gottes befand. Der aber liegt weit hinter ihnen und ist für immer verschlossen. Doch Gott hat die Menschen in der Welt außerhalb des Gartens nicht mittellos gelassen. Sie erfreuen sich zweier Wohltaten: Sie leben in einmütiger Einheit aufgrund einer Sprache; und diese Sprache ist eine Sprache des Einverständnisses:

„Es hatte aber alle Welt eine Zunge und einerlei Worte.“

Hier bedeuten die Worte noch das, was sie sagen. Hier gibt es noch keine Doppelzüngigkeit. Welch eine Wohltat! Es bedarf auch keines Zwangs zur Einheit. Vielmehr gibt es eine selbstverständliche Einmütigkeit, weiß man sich doch als „ein Volk“, als ein einzig Volk von Geschwistern. Auch das nicht minder eine Wohltat.

Da sind sie nun ein Volk mit einer Sprache an einem Ort. Und sie entfalten sich sogleich als rechte Menschen mit Entdeckergeist und Erfindersinn. Die Freude daran ist noch an den Wortspielen im hebräischen Text zu spüren. In der Übersetzung von Martin Buber:

„Da sprachen sie, ein Mann zum Genossen:
Heran, backen wir Backsteine und brennen wir sie zum Brande.
So war ihnen der Backstein statt Bausteins,
und das Roherdpech war ihnen statt Roterdmörtels.“

Wunderbar, wie das Werk gelingt! Wunderbar, wie die Sprache spielt! Welch große Lust, solch Mensch zu sein! Heran, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm, und seine Spitze bis an den Himmel. Und machen wir uns einen Namen, damit wir nicht zerstreut werden über die ganze Erde! –

Anders als jene Turmbauer halten wir inne. Wir kennen ja das Ende. Wir wissen, wohin jenes frohgemute „Heran!“ geführt hat und immer wieder führt. Ist Gott neidisch auf jene arbeitsbesessene Menschheit? Missgönnt er ihnen ihr Werk? Fühlt er sich gar bedroht? Wie könnte Gott neidisch auf die blicken, die er mit Wohltaten bedacht hat! Wie könnte er sich von jenem Türmlein bedroht fühlen, das zu besehen er erst hinabsteigen muss! Nicht Gott steht bei alledem auf dem Spiel, sondern die Menschlichkeit der Menschen. Und es ist nicht der Bau von Stadt und Turm, es sind nicht Kultur und Technik als solche, die sie gefährden, sondern die babylonische Absicht. An drei kleinen Erzählzügen tritt sie zu Tage.

„Heran!“ so ermuntern die Turmbauer einander,
„heran ... sonst werden wir zerstreut!“

Diese Ermunterung entspringt nicht der Freude an der Arbeit. Sie ist kein Ausdruck selbstverständlicher Gewissheit. Sie ist aus der Sorge geboren. Diese Menschen wollen ihre Einheit nicht fremder Wohltat verdanken, sondern selber in die Hand nehmen. Wer aber Gott nichts verdanken will, muss selber sorgen und auf Sicherheit bedacht sein. Dazu dient das gigantische Werk.

„Heran!“ so rufen sie,
„heran ... machen wir uns einen Namen!“

Hatte ihnen Gott nicht schon längst einen Namen gegeben wie er ihnen die Einheit gegeben hatte? Hießen sie nicht „Erdensöhne“? Denn von Erde sind sie genommen und zu Erde sollen sie am

Ende wieder werden. Sicher, dieser Name setzt Grenzen. Aber nur wo es Grenzen gibt, gibt es auch Freiheit. Der Name weist die Menschen an die Erde als ihren Lebensraum in einer begrenzten Lebenszeit. Offenbar sind die Menschen dieses Namens müde, der sie an ihre Grenzen bindet. Sie wollen, wenn ihre hinfällige Existenz schon längst zu Erde zerfallen ist, wenigstens im selbstgeschaffenen Namen, im Nachruhm überdauern. Wem wäre das gänzlich fremd? Aber so hat nicht Freude, sondern Leistung das letzte Wort. Wer sich selbst oder andere Menschen mit ihren Werken verwechselt, ist auf bestem Wege, unmenschlich zu werden.

„Heran!“ so heißt es, „bauen wir uns eine Stadt und einen Turm *und seine Spitze bis an den Himmel!*“

Gott im Himmel hatte die Menschen zu seinen irdischen Partnern bestimmt. Sie aber wollen sich selber bestimmen und Gott allenfalls zur Verklärung ihrer Allmachtsphantasien benutzen. Deshalb der Drang in die Höhe mit einem Werk, das die Erde hinter sich lässt. Der Mensch bescheidet sich nicht. Er will auf gleicher Ebene mit Gott auf Du und Du stehen. „Brüder, bleibt der Erde treu!“ so möchten wir den Turmbauern und mit ihnen auch uns zurufen. Nicht alles, was machbar ist, darf auch gemacht werden, wenn wir Menschen bleiben wollen! Sie aber: „Heran, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm und seine Spitze bis an den Himmel!“

Hier tritt der innerste Kern jener babylonischen Absicht zu Tage. Hier erscheint die Zweideutigkeit alles menschlichen Tuns, aller Kultur und Technik. Im Namen des Menschen – so sind sie damals angetreten wie wir heute. Im Namen des Menschen hat die Menschheit Ungeheuerliches geleistet. Die Erde ist nicht mehr wiederzuerkennen. Und auch wir Menschen – werden wir als

Menschen erkennbar bleiben? Was damals im Namen des Menschen begann, droht im Verlust der Menschlichkeit zu enden. Die babylonische Absicht zieht alles in ihren Strudel.

Wir können das am Miteinander von Sprache und Arbeit sehen. Zweimal erzählt die Urgeschichte von der Arbeit und – eher beiläufig – auch von der Sprache. Am Ende in der Turmbaugeschichte und am Anfang in der Geschichte vom Paradiesgarten Gottes. Aber welch ein Unterschied! Dort im Garten spricht der Mensch, indem er Gottes Schöpfungstat entspricht. Er gibt den Tieren Namen und nimmt so die Welt in Verwaltung. Hier, in Babel, benutzt man dagegen die Sprache des Einverständnisses, um den Widerspruch zum Schöpfer ins Werk zu setzen. Auch im Paradiesgarten arbeitet der Mensch. Er bebaut den Garten und bewahrt ihn dadurch. Seine Arbeit hat Grenzen, die Grenzen des Gartens. Seine Arbeit geschieht im Namen Gottes und in Hingabe an den Garten. Es ist ein selbstvergessene Arbeit, bei der Garten und Mensch gedeihen. Hier in Babel wird erst recht gearbeitet. „Heran, heran!“, so heißt es alle Tage. Diese Arbeit hat keine Grenzen mehr. Sie geschieht nicht mehr selbstvergessen. Sie dient allein dazu, sich einen Namen zu machen. So haben die Menschen schon gleich am Anfang begonnen, ihre Menschlichkeit aufs Spiel zu setzen.

III.

Liebe Gemeinde, damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Gott sei Dank! Die Menschen, von denen unsere Geschichte erzählt, rechnen offenbar nicht mehr mit Gott. Sie haben ihn nur noch zur religiösen Verklärung ihrer Allmachtsphantasien eingeplant. Aber Gott hat diese Menschen, Gott hat uns im Blick:

„Da fuhr der HERR hernieder,

die Stadt und den Turm zu besehen, die die Erdensöhne bauten.

Der HERR sprach:

Da, ein (einziges) Volk ist es
und eine (gleiche) Rede ist ihnen allen (gemeinsam),
und das ist erst der Beginn ihres Tuns,
nichts wäre nunmehr ihnen zu steil,
was alles sie zu tun sich ersinnen.“

Eine Menschheit mit einer Sprache, aber grenzenlos. Gott sieht den Kulturfortschritt, aber er sieht zugleich wohin die babylonische Verwandlung führt. Eine Menschheit, die keine Grenzen kennen will, wird dadurch ja nicht freier. Sie wird dadurch nur zum Sklaven des Machbaren. Erst wird sie alles machen wollen, was machbar ist. Am Ende wird sie alles machen müssen, um die Schrecken einzudämmen, die sie bewirkt. Gott hat keine Angst vor den Turmbauern, aber ihm ist angst um sie.

Weil sie ihre Menschlichkeit preisgegeben haben, schreitet Gott ein und setzt erneut Grenzen:

„Heran, fahren wir nieder und vermengen wir dort ihre Rede,
dass nicht verstehe einer die Rede des andern!

So zerstreute der HERR sie von dort über den ganzen Erdboden,

dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen.“

Gott schreitet für die Menschen ein, indem er seine missbrauchten Wohltaten von Einheit und Einverständnis nimmt. Er nimmt sie, damit wir Menschen seine irdischen Partner bleiben können. Fortan sind Zerstreuung und Uneinigkeit, Unverständnis und Fremdheit, Missverständnisse und falsche Einverständnisse die leidvollen Bedingungen, unter denen wir unser Menschsein bewahren müssen. Wir können diese Grenzen nicht einfach aufheben. Aber wir können diese Grenzen als Chancen begreifen: Vielheit und Fremdheit als Vielfalt, die Sprachverwirrung als Sprachvermehrung. Wir können die Sprache der Appelle und der Feindschaft durch eine Sprache der Versöhnung ersetzen. Wir

brauchen den von Gott geschenkten Lebensraum einander nicht streitig zu machen. Wir können ihn uns gegenseitig gönnen. Wir können die Anderen und Fremden als unsere Grenze akzeptieren. Wir können Brücken der Verständigung und Versöhnung bauen. Das wäre eine wahrhaft menschenwürdige Arbeit, die uns als Gottes irdischen Partnern wohl ansteht.

IV.

Liebe Gemeinde, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche scheint mir, für all das im Bösen wie im Guten ein sprechendes Zeichen zu sein. Die alte Kirche wurde – höchst bedacht – am 1. September 1895, also am 25. Jahrestag der für die Deutschen siegreichen Schlacht bei Sedan eingeweiht. Sie war dem Gedenken Wilhelms I. gewidmet, der sich als Sieger des deutsch-französischen Krieges 1870/71 und als Gründer des deutschen Kaiserreiches einen Namen gemacht hatte. Die 1906 eingeweihte Gedenkhalle im Turm gab mit dem Bildprogramm den irdisch-nationalen Farben die höhere religiöse Weihe. Sicher, Wilhelm I. soll ein frommer Mann gewesen sein, und es ist die Frage, ob die Bebilderung der Gedenkhalle seine Zustimmung gefunden hätte. Was mit diesem damals gewaltigsten Kirchenbau Berlins ins Werk gesetzt wurde, war zwar kein Turm zu Babel, aber doch keineswegs frei von babylonischen Absichten. Kann eine Kirche, die ihr repräsentativstes Gebäude programmatisch am „Tag von Sedan“ einweiht, das Wort von der Versöhnung glaubwürdig verkünden? Vom Tag von Sedan zum Ersten Weltkrieg und von dem zum Zweiten ist es nicht nur chronologisch nicht allzu weit. Wurde schon 1918, wenige Jahre nach dem Bau, die Turmbekrönung aus Kaiserkrone und Kreuz ein Anachronismus, so versank 1943 die alte Kirche und mit ihr jene Turmbekrönung endgültig im Bombenhagel.

Ich kann es nur für einen Glücksfall halten, dass sich Egon Eiermann, der Architekt des Neubaus, vom Protest der Berliner dazu bewegen ließ, die Turmruine der alten Gedächtniskirche in seine Planungen am Ende doch einzubeziehen. Die Ruine des Turms mit seinem abgebrochenem Dach und ohne Bekrönung steht nun in der Mitte zwischen Kirchenraum, Kapelle und neuem Turm. Der Neubau mit der Ruine in seiner Mitte predigt klarer, als viele Worte es vermögen. Der neue Turm trägt auf seiner Spitze nicht mehr Krone und Kreuz, sondern das Kreuz auf der Weltkugel. Nur das Wort der Versöhnung vermag Menschen auch über tiefe Gräben hinweg zu verbinden. Die Türme der neuen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erinnern daran, worauf es im Zusammenleben der Menschen ankommt, in dieser Stadt und zwischen den Völkern. So können selbst Türme Brücken werden. Amen.

Fürbittengebet

Herr Gott im Himmel,
 du hast uns zu deinen irdischen Partnern bestimmt.
 Wir geben uns damit nicht zufrieden und wollen hoch hinaus.
 Wir wissen alles besser und denken gar nicht daran,
 das zu tun, was du von uns willst.

Wir bitten dich:

Gib uns nicht verloren und vergib uns!
 Höre nicht auf, an uns zu arbeiten!

Wir wollen nach deinem Willen leben,
 aber wir finden dich oft nicht.
 Wir zweifeln an deiner Gegenwart,
 und möchten doch gern bei dir geborgen sein.

Wir bitten dich:

Erleuchte unsere Augen, dass wir dich erkennen,
 wo immer du uns begegnen willst.

In unserer Stadt leben viele Heimatlose und Flüchtlinge,
 Entwurzelte und Obdachlose.
 Viel zu viele Menschen finden keine Arbeit.

Wir bitten dich:

Öffne unsere Herzen und Hände,
dass wir tun, was in unserer Kraft steht!

Seit Jahren sind wir ohnmächtige Zeugen der Schrecken im Irak,
in Afghanistan, in Dafour und nun auch in Georgien.

Keiner weiß einen Ausweg.

Unsere Regierungen sind ratlos.

Wir bitten dich:

Mache dem sinnlosen Morden ein Ende!

Wecke die Phantasie der Politiker,

dass sie Wege finden, die zur Versöhnung führen!

Wir denken an deine Kirche

und an diejenigen, die in ihr Verantwortung tragen.

Wir bitten dich:

Gib den Predigern einen klaren Verstand,

dass sie dein versöhnendes Wort schlicht und deutlich ausrichten!

Lasse die Bereitschaft wachsen, sich in der Kirche zu beteiligen!

Uns alle aber wecke auf, dass wir mit unserem Leben

ein Zeichen deiner Güte werden!

Vaterunser

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen